This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Frau Olga Lewinsky
mit herzlichem Gruß
L. Rosner

Erinnerungen

an

Anzengruber

von

L. Rosner.

Leipzig und Wien
Verlag von Julius Klinkhardt.
1891.

Erinnerungen

an

Anzengruber

von

L. Rosner.

Leipzig und Wien
Verlag von Julius Klinkhardt.
1891.

German
Feldman
2.2.55
91167

3-7-55 1117 P

An die Baronin

Marie Ebner-Eschenbach.

Vous l'avez voulu!

Ich bin zu öfteren Malen von befreundeten literarischen Persönlichkeiten ersucht worden, Mittheilungen aus meinem persönlichen Verkehr mit Ludwig Anzengruber zu machen und Einiges aus unserem Briefwechsel zu veröffentlichen, von welchem die Freunde und Verehrer des Dichters sich interessantes Material für dessen einstigen Biographen versprechen.

Ich habe mich nicht leicht entschlossen, diesen ebenso schmeichelhaften, wie berechtigten Wünschen nachzukommen, weil es nicht zu umgehen ist, daß ich des Oefteren auch von mir selbst sprechen muß und dieser Umstand den nicht „geneigten" Leser leicht auf die Vermuthung bringen könnte, daß das eigene Ich absichtlich in den Vordergrund gestellt oder geschoben wird.

Werde ich diesem Verdachte entgehen können? Schwerlich!

Zu Anfang der sechziger Jahre übersetzte ich u. A. auch für das Feuilleton des politischen Tageblattes „Der Wanderer" ungarische Novellen von Eötvös, Gyulai, Jokai u. A. Johannes Nordmann war Redacteur, Mor. Graß Eigenthümer des Blattes. Man bekam

nicht viel Honorar, aber man bekam es. Mehr als zwanzig Gulden bezahlte Herr Graß nicht gerne für eine Erzählung, die durch zwölf bis fünfzehn Nummern des Abendblattes lief. — Eines Tages rief mir der jüngste der Redacteure, ein üppigschöner blonder Jüngling, zu: „Du, mit Deinen Uebersetzungen wird's nun bald aus sein bei uns. Wir haben jetzt Einen, der liefert Originale — das Paar um fünfzehn Gulden."

„Die werden auch danach sein!" — meinte ich.

„Na", entgegnete der blonde Apoll, „sie sind so übel nicht!"

„Und wer ist der Dichter?"

„Ein armer Teufel. Er spielt kleine Rollen im Harmonie-Theater (jetzt Danzer's „Orpheum") und heißt Anzengruber."

Damals hörte ich diesen Namen zum ersten Male. Die beiden Novellen, für welche der glückliche Dichter fünfzehn Gulden als Honorar erhielt, waren wirklich so übel nicht. Trotzdem konnte sich Anzengruber nicht entschließen, sie später einer der Sammlungen seiner Erzählungen einzuverleiben. Ich werde an anderer Stelle mittheilen, wie er darüber dachte.

Am 5. November 1870 wurde der „Pfarrer von Kirchfeld" zum ersten Male im Theater an der Wien aufgeführt. Dieses Theater cultivirte um jene Zeit

längst die Operette und es befremdete einigermaßen, daß einige Tage, die noch zur Fertigstellung einer großen Ausstattungs-Novität nöthig waren, durch eine Bauern-Komödie ausgefüllt werden sollten, deren unbekannter Verfasser sich L. Gruber nannte und von dem es hieß, daß er „ein kleiner Beamter bei der Polizei" sei.

Der Charakter-Komiker Rott, der in dem Stücke nicht beschäftigt war, sagte mir, daß die Direction auf ein langes Leben dieser Novität nicht zu rechnen scheine, es sei aber eine höchst respectable Arbeit und in früheren Jahren wäre solch' eine Komödie ein Cassenstück geworden. Heute, wo das Publicum durch die Operetten — ein völlig anderes geworden, werde der Mann einen schweren Stand haben.

Der Erfolg war, wie man weiß, ein starker und wuchs von Tag zu Tag, so daß die Direction Steiner-Geistinger, die mit einem ziemlich kostspieligen Apparat arbeitete, das Stück, welches vorzüglich gespielt wurde, an einundzwanzig Abenden hintereinander geben konnte.

Als ich im November 1871 eine Buchhandlung eröffnete, debutirte ich auch als Verleger zunächst mit den Stücken, welche um jene Zeit das Repertoire der Wiener Theater beherrschten, und der „Pfarrer von Kirchfeld" sollte mir nicht fehlen, und so suchte ich denn

den Dichter auf, von dem mir Freund Millöcker erzählte, daß er zwölf Stücke verfaßt und bei den verschiedenen Theatern Wiens eingereicht hatte, die er sämmtlich als unbrauchbar zurückbekam — ehe es ihm gelang, mit dem „Pfarrer" festen Fuß zu fassen. Anzengruber bewohnte damals in der Waisenhausgasse mit seiner Mutter zusammen eine ziemlich schmale, kleine „Kammer". Die Einrichtung war die bescheidenste, die man sich denken kann. Der Längenseite nach standen rechts und links je ein Bett, dazwischen, gerade der Thür gegenüber, ein Schreibtisch. Alles aus weichem Holze. Ein Waschtisch, ein Kasten, etwa drei Stühle und ein eisernes Oefchen nahmen die andere Seite der Wand ein. Ober dem Schreibtische hing eine Aquarellzeichnung, ein Blumenstück darstellend. Als ich eintrat, saß der Dichter vor dem Schreibtisch. Er trug einen großgeblumten, ziemlich defecten Schlafrock, rauchte aus einer langen Pfeife und indem er mir Millöcker's Empfehlungskarte aus der Hand nahm, stieß er ein kurzes, scharfes „Ah" aus, fragte nach meinem Begehr und hieß mich Platz nehmen. Er war freudig erröthet, als ich ihm sagte, daß ich den „Pfarrer" für meinen Verlag erwerben wolle, und da ich um seine Honorar-Bedingungen fragte, antwortete er mir in seiner eigenthümlichen kurzen, die Worte hervorstoßenden Weise:

„Bieten Sie mir was! Convenirt mir Ihr Anbot, so wird das Geschäft gemacht — convenirt mir Ihr Anbot nicht, so haben wir weiter nichts mitsammen zu reden.“

Die alte Frau war mittlerweile zum Fenster gegangen, weniger um die Aussicht zu genießen, als um mich von dort aus mit ihren klugen Augen besser durchschauen zu können. Ich sagte, was ich bei anständiger Ausstattung und verhältnißmäßig billigem Ladenpreise für eine Auflage von 1200 Exemplaren glaube zahlen zu können — mein Angebot convenirte und die erste geschäftliche Angelegenheit war innerhalb einiger Minuten erledigt. Mein Vorschlag, dem Buche Laube's Feuilleton aus der „N. Fr. Pr.“ beizugeben und dies auf dem Titelblatte zu vermerken, gefiel dem Dichter. „Aber das müssen Sie mit Laube abmachen!“ Laube, der mir oft und gerne gefällig war, gab bereitwilligst seine Zustimmung und kurze Zeit darauf wurde „Der Pfarrer von Kirchfeld“, Volksstück in vier Acten, im Buchhandel versendet.

Von dieser Zeit ab wurde mein Verhältniß zu Anzengruber ein immer innigeres, ich blieb durch zehn Jahre sein einziger Verleger und er blieb mir in treuer Freundschaft gewogen bis zu seinem Ende. Er hat fünfzehn Stücke, den Roman „Der Schandfleck“ und

zwei Bände Erzählungen unter dem Titel „Dorfgänge“ in meinem Verlage erscheinen lassen. Es gab nur einerlei Differenz zwischen uns. Er behauptete, daß ich ihn überschätze. „Es ist mir gleichgiltig, wenn ein mir unbekannter Verleger sich den Sport gönnt, mir ein großes Honorar anzubieten, und schließlich seine Rechnung nicht dabei findet, Sie aber haben Opfer genug gebracht und ich will nicht, daß mein Freund sein Geld bei meinen Büchern zusetzt.“

So sprach er zu mir und in diesem Sinne schrieb er an mich zu wiederholten Malen.

* * *

Der 9. December 1871 brachte dem Theater an der Wien das zweite Volksstück von Anzengruber: „Der Meineidbauer.“ Es war ein durch treffliche Darstellung gehobener mächtiger Erfolg des Dichters. Die Kritik war des Lobes voll, und der jüngst verstorbene Seligmann Heller stellte das Stück neben oder gar über den „König Lear“. Für die Besucher des Theaters an der Wien schienen aber die Handlung zu mächtig, die Keulenschläge zu wuchtig gewesen zu sein, der Besuch stand nicht auf der Höhe des Erfolges. „Der Meineidbauer“ wurde nach der vierzehnten Vorstellung vorläufig vom Repertoire abgesetzt.

Am 12. October 1872 folgten „Die Kreuzelschreiber", welche brillant aufgenommen wurden und nicht nur großen Heiterkeits-, sondern auch Cassenerfolg hatten. Sie wurden einundzwanzigmal en suite gespielt und dann, wie die anderen Stücke Anzengruber's, noch oft wiederholt.

Der 20. April 1873 brachte ein neues Stück: „Elfriede", ein Schauspiel in drei Acten. Es war für's Burgtheater geschrieben und wurde von den Hofschauspielern zuerst im Carltheater und dann im k. k. Hofburgtheater aufgeführt. Es war kein ganzer Erfolg, aber immerhin ein vielversprechender erster Schritt auf dem heißen, unserem Dichter ungewohnten Boden des Hofburgtheaters. Durch die anhaltende Erkrankung Baumeister's und die vielen Absagen der Frau Straßmann wurde das Stück öfter vom Repertoire abgesetzt, als es gegeben wurde. Es hat im Ganzen bis zum 23. August vier Aufführungen auf dem Michaeler-Platze erlebt. Mit einem zweiten Versuche für das Hofburgtheater, einem historischen Trauerspiele „Bertha von Frankreich", kam der Dichter nicht über den ersten Act hinaus. Er schien die Lust verloren zu haben.

Anzengruber's Stellung als Dichter war eine schwierige geworden. Nach dem „Meineidbauer" gab es Stimmen, welche riefen: „Man geht doch nach des

Tages Mühen nicht in's Theater, um so erschüttert, so zerschlagen nach Hause zu kommen, daß Einem nicht einmal das Essen schmeckt; man will sich doch unterhalten! Warum schreibt der Mann so schwere Stücke, warum nichts Heiteres?!" Nach den „Kreuzelschreibern" hieß es: „Eine Posse, eine Bauernposse! Von einem Anzengruber erwartet man doch schweres Geschütz! Und warum denn immer Bauern und Dialekt?! Er soll einmal für's Burgtheater schreiben!" Und als er für's Burgtheater und nicht im Dialekte schrieb, hieß es: „Weshalb bleibt der Mann nicht bei seinen Bauern? Die kennt er wie Keiner und dort ist sein Feld!" Und so machte der Dichter wohl manchmal kleine Concessionen, die nie ganz gut ausfielen. Offenbar war es eine Concession, die er seinem „Entdecker", dem Director Maximilian Steiner, machte, als er sich entschloß, ein Schauspiel mit Gesang: „Die Tochter des Wucherers" zu schreiben. Das Stück enthält einzelne, ganz meisterhaft concipirte Scenen, wurde aber nicht unter einem glücklichen Sterne geboren. Der Dichter hatte am 3. Mai 1873 geheiratet, bald darauf erkrankte seine geliebte Mutter und er übersiedelte mit ihr nach Wolkersdorf, und als er mit der ersten Aufführung der „Tochter des Wucherers" am 17. October 1873 einen sanften Durchfall erlitt, hatte er drei Unglücksfälle in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit zu verzeichnen.

„Die Tochter des Wucherers“ wurde im Theater an der Wien nur dreimal, aber bei ausverkauften Häusern gegeben, und trotzdem die Casse des Theaters diesmal merkwürdigerweise unter der harten Kritik der Zeitungen nicht zu leiden hatte, brach Director Steiner dennoch die Vorstellungen ab. „Ich will mir mein Publicum nicht verderben lassen!“ äußerte er sich zum Kapellmeister Millöcker, der eine sehr melodiöse Musik zu dem Stücke geschrieben.

„Etwas dunkel zwar,
Aber 's klingt recht wunderbar.“

Die Stücke Anzengruber's wurden mir vom Dichter gewöhnlich acht Tage vor Beginn der Proben übergeben und während derselben gedruckt, so daß sie am Tage nach der ersten Vorstellung ausgegeben werden konnten. In der Zwischenzeit erwartete der Dichter mein Urtheil über seine Arbeit, und ich erstattete es meist schriftlich — denn er wünschte diese Fassung — mit ehrlicher Offenheit. Ob meine Beurtheilungen einen praktischen Werth für ihn hatten oder nicht, vermag ich nicht zu bestimmen, vermuthlich waren sie nur von persönlichem Interesse, denn acceptirt hätte er meine etwaigen Vorschläge oder Bedenken doch nicht, — er änderte nichts! — Nichtsdestoweniger brannte er auf dieses Urtheil und er konnte unruhig und ungehalten werden, wenn es zu

lichst; es ist Opfermuth genug, daß Sie den Verlag überhaupt übernommen.

Alle kritischen Schleusen haben sich diesmal aufgethan — nun, auch Schlammbäder sollen ihr Gesundes haben und die Freude, die ich meinen Feinden gemacht, soll von keiner besonderen Dauer sein.

Es grüßt Sie herzlichst

Ihr

Anzengruber.

Das Bedürfniß, Briefe zu erhalten, mag durch die Eintönigkeit des Winters in Wolkersdorf gesteigert worden sein. Anzengruber, der Dichter, konnte sich vielleicht nicht vorstellen, daß ein Geschäftsmann in Wien vierzehn Tage vor Weihnachten sich nur auf die allerdringendste Correspondenz beschränken muß. War er einige Zeit ohne Nachricht, so befürchtete er sogleich Mißverständnisse oder Differenzen, die es zwischen uns nie gegeben.

So schreibt er:

Wolkersdorf, 6./XII. 73.

C. K.

Sie müssen mir — ich weiß nur nicht warum — böse sein, da Sie mir mit keiner Zeile antworten.

Anzengruber.

Vor Schluß des Jahres kommt wieder eine Mahnung aus

sehnten „Urtheil“ nicht rasch genug zur Hand, und die Mahnung ließ nicht lange auf sich warten. Er schrieb:

Wolkersdorf, 8./VI. 1874.

Verehrter Freund!

Auch wenn Ihnen, wie ich aus Ihrem langen Schweigen schließe, mein neuestes opus, der gewisse „G'wissenswurm“ nicht gefallen sollte, ist es doch nicht schön, den Autor so lange auf ein Urtheil warten zu lassen. Da lobe ich mir doch das Publicum, das patscht oder pfeift doch gleich.

Hat Hirt*) das Manuscript schon abholen lassen? Wenn nicht, so bitte ich, es ihm zuzusenden. Derselbe wohnt: VII., Kircheng. 10, II. St.

Bitte also um doppelte Benachrichtigung. Schimpfen Sie getrost, diesmal ist mir nicht bange! Aber ich höre gerne auch mißliebige Stimmen, aber freilich nur, wenn es unter uns bleibt, von Freunden.

Als solcher

Ihr

L. Anzengruber.

Der folgende Brief ist interessant, weil er einen Einblick in des Dichters Lectüre, gewissermaßen auch in seine geistige Werkstätte gewährt.

*) Der Copist.

Beichte übliche Losſprechung finden kann, natürlich im lateiniſchen Wortlaut. Wenn, dann theilen Sie mir das Buch zur Einſicht mit. — — — Sie ſehen, der Raum beginnt koſtbar zu werden, alſo, bei mir befindet ſich Alles ſo ziemlich erträglich, ich bin fleißig, und indem ich Ihnen und den Ihren das beſte Wohlergehen wünſche, grüße ich Sie auf das Herzlichſte.

Ihr

L. Anzengruber.

Wenn ich wieder nach Wien komme, d. i. am 1. k. M., hinterlege ich den „G'wiſſenswurm" bei Ihnen.

* * *

Ludwig Anzengruber hatte in meinem kleinen Laden einige Perſönlichkeiten kennen gelernt, die ſich ſehr für ihn intereſſirten und von denen einige direct oder indirect ſich ihm gefällig zu erweiſen in der Lage waren. Julius von der Traun, Carl Treumann, Ferdinand Kürnberger, Adolph Wilbrandt und Miniſter Baron Ernſt Teſchenberg gehörten zu dieſen. Später trafen wir uns ab und zu Abends in Breying's Reſtauration mit den Hofſchauſpielern Gabillon, Hartmann, Schöne und Thimig.

Bald nach der Aufführung der „Tochter des Wucherers" beſuchte mich der leider zu früh verſtorbene Teſchenberg. Er frug mich unter Anderem, ob der

Abreise von hier aufgeschoben, — an der Wien haben bereits die Proben vom „G'wissenswurm" begonnen, — — so trifft Alles wieder verwirrend und hastend auf einen Punkt zusammen, häusliches Mißgeschick, geschäftliche Bedenken. —

Ich habe Sie nun zu bitten, daß Sie das Möglichste dazu thun, daß wir sobald möglich den „G'wissenswurm" aus der Presse erhalten.

Steiner hätte gern Aufführung am 7. oder 10. k. M. festgesetzt, wird aber nicht sein können. — Mittwoch, den 2. befinde ich mich in Wien, wohne einer Probe bei, und wenn mir irgend Zeit bleibt, werde ich auch Sie besuchen. Bitte nur um möglichste Beschleunigung des Druckes des „Wurmes".

Es grüßt Sie

Ihr drangsalirter

L. Anzengruber.

P. S. Sorgen Sie nicht wegen „Herz und Hand", Trauersp. in 4 Act. v. L. A. Sie erhalten dasselbe, sobald ich Copiatur besitze, zur Lecture.

Wolkersdorf, d. 5. Septemb. 874.

Werther Freund und Verleger!

Anbei sende ich Ihnen retour die Correctur, bitte jedoch, dieselbe noch einmal flüchtig wegen etwaiger ungebührlich schiefer Zeilen u. dgl. m. zu überlaufen. Des Ferneren sende ich Ihnen das Neueste, mein Trauerspiel

„Hand und Herz", und erbitte mir Ihr Urtel nach genommener genauer Einsicht.

Ich vermelde nur noch, daß wir Alle uns passablich befinden. Und mit besten Grüßen zeichne und nenne ich mich

Ihren getreuen

L. Anzengruber.

Am 9. Septemb. 874

schreibt er eine Correspondenz-Karte: „Bitt' um Correcturen und Ihr Urtel über ‚Hand und Herz'." Tags darauf

10. Septb.

bittet er, „von dem Momente ab, Nichts zu schicken, dieweil meine Abreise vor der Thüre. Werde mich Ihnen daher zu Wien als Revenant sogleich nach Ankunft vorstellen."

Und am nächstfolgenden Tage schreibt er:

Wolkersdorf, 11./IX. 74.

Werther Freund!

— — — Dieser Tage haben Sie einen Brief, von Berlin an Sie gelangt, an mich adressirt, heute schickten Sie Correctur und keine Zeile weiter, bin recht ungehalten darüber, höre gern Gutes oder Schlimmes über meine Producte „brennheiß".

— — — Es grüßt Sie Ihr

L. Anzengruber.

Bald darauf wünscht er einen „Kernmagyar", weil ihm um einige Kenntnisse in ungarischer Sprache, „insonderheit wie aufgeschrieben wird", zu thun ist, und schließt: „Ich wünsche Ihnen, daß es Ihnen besser ergehe wie mir, der ich eine kranke Mutter und eine unpäßliche Frau besitze. Schreiben Sie mir bald eine Karte.

Endlich nach langer Pause habe ich den ersten Act einer Burgtheater-Komödie beendet. An „Dioskuren" habe meinen Beitrag — sehr klein — abgethan, das ist Alles! Komme nicht so bald nach Wien, komme ich aber hin, so gibt's ein Wiedersehen.

Herzlich grüßend

Ihr getreuer

L. Anzengruber."

* * *

Die erste Aufführung des „G'wissenswurm", welcher im Theater an der Wien an fünfundzwanzig Abenden en suite gegeben wurde, fand am 19. September 1874 vor einem halbleeren Hause statt. Ich wohnte dieser Vorstellung mit Freund Adolph Wilbrandt bei, der sich für Anzengruber ungemein interessirte. Als die Ouverture zu Ende gespielt war und der Vorhang in

die Höhe ging, fragte mich mein Sitznachbar fast bestürzt: „Weshalb beginnt man denn schon? Warum wartet man nicht, bis die Leute kommen?“ Ich erwiderte: „Es sind zehn Minuten nach Sieben vorüber. Die bis jetzt nicht gekommen sind, kommen überhaupt nicht mehr!“

Jedenfalls ist es charakteristisch, daß das Theater-Publicum der ersten Aufführung eines Stückes von Anzengruber nicht mehr Interesse entgegenbrachte und — dieser Fall blieb nicht vereinzelt! Wo waren die vielen „Verehrer“ geblieben?

Unwillkürlich muß ich, während ich dies schreibe, an den alten Ludwig Steub denken, der mir vor drei Jahren in Meran sagte: „Es geht nirgends so närrisch zu, wie in der Welt. Nach den Zuschriften, die ich seit vierzig Jahren erhalte, habe ich über zehntausend „Verehrer“ und — meine Bücher werden nicht gekauft. Die „Drei Sommer in Tirol“ haben erst nach einem Vierteljahrhundert eine zweite Auflage erlebt und die meisten meiner Verleger kamen nicht auf die Kosten!“

Der nun folgende Brief sollte als Begleitschreiben an eine Redaction dem Buche beigegeben werden. Es ist mir heute nicht mehr erinnerlich, für wen er be-

stimmt war und weshalb die Absendung dann unterblieb.

Wien, den 30./XII. 1874.

Geehrte Redaction!

Erlaube mir mitfolgend durch meinen Verleger L. Rosner ein Exemplar meines neuesten „Hand und Herz" einzusenden und einer freundlichen Durchsicht zu empfehlen.

Anfangs gedachte ich, dasselbe durch ein längeres Geleitschreiben zu beleuchten, bedenkend jedoch, daß das dem betreffenden Herrn Referenten nur Zeit rauben würde, oder gar aussehen möchte, als sollte dem Werke damit eine besondere Bedeutung zugeschrieben werden, — so habe ich es wohlweislich unterlassen. Rede es für sich in der Sprache, die es eben kann.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

einer geehrten Redaction ergebener

L. Anzengruber.

Tags darauf, es war der letzte des Jahres 1874, sendete er zwei Sitze zur ersten Vorstellung dieses Stückes mit folgenden Zeilen:

„Ich bitte, da ich weiß, daß Sie morgen in allen Zeitungen wühlen werden, mir dieselben zukommen zu

lassen und auch spätere Artikel mir gütigst zu avisiren (d. h., welche die zu lesen sich lohnt).

Sonst Nichts als glücklich Neujahr!

Herzlichst grüßt Sie Ihr

L. Anzengruber.

Es ist schon früher erwähnt worden, daß Anzengruber's Sprechweise eine eigenthümliche war, daß er die Worte scharf hervorzustoßen pflegte. Dies gab seiner Rede oft den Anschein, als ob sie brüsk gemeint wäre, was durchaus nicht der Fall war. Er machte, besonders neuen Bekanntschaften gegenüber, oft den Eindruck, als ob er verdrießlich wäre und sich unbehaglich fühlte. Ich bin der Meinung, daß seine Schüchternheit, seine gesellschaftliche Unbeholfenheit ihm unbewußt diese Maske aufdrangen. Es ist möglich, daß meine Anschauung nicht von Allen, die ihn kannten, getheilt wird. Thatsache ist, daß es Leute gab, mit welchen er sich so scharf sprach, daß eine behagliche Stimmung gar nicht aufkommen konnte. Zu diesen Personen zählte leider auch mein langjähriger Freund Theodor Lobe, der um jene Zeit, als Anzengruber „Hand und Herz" zur Aufführung einreichte, Laube's Nachfolger in der Direction des Wiener Stadttheaters war. Dichter und Director sprachen sich auf einer der ersten Proben sehr „spießig", sie sollen hart aneinander gerathen sein. Der Chronist

des Stadttheaters ist sehr vorsichtig bei Erwähnung dieser Affaire. Kurz — Anzengruber blieb von den weiteren Proben fort. Er hatte die Empfindung, daß sein Stück von der Direction absichtlich gemordet wurde, und diese Empfindung war leider nicht ohne Berechtigung. Lobe, der ein Starrkopf war, setzte die erste Aufführung dieses Trauerspieles für den Sylvester-Abend an. Wer Wien und die Wiener kennt, wird zugeben, daß für die Première eines Trauerspieles nicht leicht ein unglücklicherer Tag im Kalender gefunden werden konnte als der — Sylvester-Abend. — Das Publicum nahm die Novität sehr beifällig auf, obgleich einige sehr starke Effecte die Nerven gehörig in Aufruhr brachten. Es wurde brillant gespielt, aber vor — einem halbleeren Hause. Die „Verehrer" waren wieder einmal nur durch einen sehr kleinen Percentsatz vertreten.

Director Lobe hatte aber an diesem Experimente nicht genug, er machte noch ein zweites, indem er am nächsten Tage, dem Neujahrstage, und an den darauf folgenden zwei Tagen, worunter ein Sonntag, „Dalila" und „Der Kaufmann von Venedig" aufführen ließ, um, wie er mir sagte, „die Tantièmen der Feiertags-Einnahmen zu ersparen". Erst nach einer Unterbrechung von drei Tagen setzte er wieder „Hand und Herz" an. „Das war kein Heldenstück, Octavio!" Nun war das Stück um jeden Credit

könnte ich die Ihnen übel nehmen? Sie wußten ja nicht, als Sie dieſelbe abſchickten, daß mich ein Schlag härteſter Art getroffen habe.

Drucken Sie denn in Gottes Namen eine zweite Auflage vom „Pfarrer“; mit dem von Ihnen angebotenen Honorar bin ich einverſtanden. Ich wollte, die Selige hätte das auch noch hören können, es hätte ſie erfreut, aber Sie als Veranlaſſer und Fritz Mauthner als Autor haben meiner Sterbenden doch die letzte Freude bereitet durch den Artikel in der „Gegenwart“, den ich ihr in einer Stunde des Stillſtandes ihrer Qualen vorgeleſen.

Meinen innigen Dank und meinen herzlichſten Gruß

Ihr

L. Anzengruber.

Am 14. Mai 1875 dankt der Dichter dem Verleger für eine kleine Aufmerkſamkeit.

Werther Freund!

Meinen beſten Dank für Ihr Geſchenk, mehr erlaubt mir — nicht die Rührung, da ich noch kein Jubilar bin, ſondern der Umſtand nicht zu ſagen, daß ich gegenwärtig an Thatſachen Nichts zu melden habe und ſonſt an Gedankenarmuth laborire, ein bedauerlicher Zuſtand, — unterdeſſen helfe ich demſelben randweiſe eben durch das mir ſo freundlich geſpendete ausgezeichnete

den zwei Tagen mit dem weichen D, d. i. Diens- und Donnerstag nicht zu haben bin, ansonsten aber zu Diensten stehe gegen vorheriges Aviso.

Es grüßt bestens

Der Obige.

* * *

Der 1. Februar 1876 brachte im Theater an der Wien „Doppelselbstmord", Bauernposse mit Gesang in drei Acten, welche nur drei Aufführungen erlebte.

Um jene Zeit arbeitete der Dichter an einem seiner prächtigsten Werke. Wir meinen seinen ersten Roman „Der Schandfleck". Er erschien zuerst in der mit großem Aufwande gegründeten Wochenschrift „Die Heimat", mit welcher der Leipziger „Gartenlaube" Concurrenz gemacht werden sollte, und lief durch sechs Monate, vom 1. April 1876 bis Ende September. „Die Heimat", welche es im ersten Jahre ihres Erscheinens unter der Redaction von C. v. Vincenti und Ferdinand Groß zu der respectablen Auflage von nahezu zwanzigtausend Exemplaren brachte, zahlte an Anzengruber ein Honorar von circa achtzehnhundert Gulden.

Ich wollte selbstverständlich auch dieses Werk, dessen Lectüre mächtig auf mich wirkte, für meinen Verlag erwerben und machte dem Dichter die Proposition, ihn

wünſche, daß auch Sie als Menſch und Familienvater alle Urſache haben, ſich zufrieden zu fühlen, als Sortimenter und Verleger begreife ich wohl, daß Sie bei dieſen theuren Zeiten ein „heikliches“ Daſein führen.

Ich habe eben als Romancier die Feder aus der Hand gelegt, aber nur, um ſie als Dramatiker ſofort aufzugreifen und einzutunken. Indeſſen dürften ſich nun doch einige Ruhetage finden und ich werde vielleicht einmal gar wieder hinein in die Stadt kommen.

Es grüßt Sie auf das Beſte

Ihr freundgeſinnter

L. Anzengruber.

Wien, den 27. Auguſt 876.

Verehrteſter!

Daß auch Dichter meiner Art leben wollen, iſt eine ziemlich anerkannte Wahrheit, und ich dürfte mich mit meinem Kampfe um's Daſein kaum im Irrthume befinden, indeſſen fällt es mir nicht ein, Ihnen eine ökonomiſche Vorleſung zu halten, ich laſſe eben unſere beiderſeitigen Standpunkte dahingeſtellt ſein; ich ärgere mich nur, daß ich Ihnen offen und ehrlich geſchrieben habe und mich täuſchte in der Art der Antwort, die ich von Ihnen erwartete. Statt eines Anbotes, das mir offen herausſagt, das kann ich bieten, alſo etwas Greifbares, über das ſich verhandeln läßt, Ja oder

Nein sagen läßt, kommen Sie mit ganz unbekannten Größen von dem „Möglichsten“. Sie fragen: „Was kostet der Roman?“ Und ich antworte: „Was bieten Sie mir?“ Weil ich ja doch nicht wissen kann, was Ihnen etwa doch zu stark wäre, aber die leicht verzeihliche menschliche Schwäche habe, gerne so viel als ich nur irgend kriege, zu nehmen, — darüber werden Sie böse?!

Wenn Sie Etwas auf dem Lager hätten, sagen wir ein Unicum und Sie böten es mir zu einem erträglichen Preise an, aber ich wüßte einen Käufer, der es Ihnen überzahlte, ich wäre der Narr und würde Ihnen denselben selbst zuführen, ich denke das wäre freundschaftlicher — aber jedenfalls weniger klug.

Es war sohin noch gar nicht die Frage: Wer gibt mehr? Ich habe an Sie, als den Ersten, die Anfrage gestellt, was geben Sie? Mir die Freiheit vorbehaltend, auf Ihr Anbot einzugehen oder nicht, was denn doch, glaube ich, recht und billig sein dürfte.

Uebrigens ist es ohnehin nicht möglich, mit dem Buche da zu sein, sobald der Roman im Blatte abschließt, da, wie ich geschrieben habe, den Abmachungen mit der Redaction zufolge, erst zwei Monate nach dem Erscheinen das Buch auf dem Büchermarkte erscheinen darf.

Ich habe nur mit diesen Zeilen aussprechen wollen, was mich in Ihrem Schreiben zur Erwiderung anreizte, weiter kann es keinen Zweck haben, hat auch keinen.

Meinerseits bleibe ich Ihnen freundgesinnt, auch wenn Sie eine andere Ansicht fassen sollten

von Ihrem ergebenen

L. Anzengruber.

Wien, d. 29. Aug. 876.

Werther Freund!

Ihr Anbot ist recht honnet, was ihm aber fehlt, das ist wieder das Greifbare — wenn ich nicht weiß, wie hoch Sie den Preis des Buches zu stellen gedenken, so weiß ich ja wieder Nichts; ich kann mir keine Idee machen, inwieferne da auf einen Absatz zu hoffen ist. Wenn Sie zwölfhundert Exemplare drucken, so ist, meiner Voraussicht nach, der Vertrieb beschränkt und ein größerer Preis, als das Buch verträgt, schon mit bedingt.

Sie urtheilen, was ich übrigens recht gerne dankbar anerkenne, mit freundschaftlichen Gefühlen gegen den Autor über das Werk, Sie denken da sogar mit einem „Volksbuche" zu kommen, Sie sagen: „Vielleicht irre ich!" — ich sage: Sie irren sich ganz bestimmt, obgleich es ja mein eigener Vortheil wäre, wenn Sie die Wahrheit getroffen hätten. Das Volk, das Gros, die Masse schätzt eine derartige Schreibweise nicht, versteht die Feinheiten der Zeichnung ꝛc. ꝛc. nicht. Möglich, daß es sich dann für die Fabel an sich

sohin meine Forderung von 600 fl. gedeckt erscheint, bei welchen Folgerungen ich allerdings mich auf einen optimistischen Standpunkt stelle, so gehe ich auf Ihr Anbot ein, mögen Sie Recht haben und nicht ich, was den Erfolg anbelangt!

Stillen Sie bald meine Neugierde in Betreff des Preises. Der Roman hat circa 10 350 Zeilen, sohin etwa gegen zwanzig Bogen (neun Bogen Format der „Heimat"). Sie werden besser wissen, wie viel das gibt. Den Druck anlangend, muß ich Sie jedoch bitten, mein Handexemplar etwa am Donnerstag abholen zu lassen, da einige Correcturen nothwendigster Art in demselben nachgetragen sind.

Sohin bestätige ich Ihnen nur den Empfang und Annahme Ihres Offertes, erwarte nur noch Ihre Willensmeinung betreffs der Auflage, ob Sie auf derselben bleiben und Angabe der Zeit, um welche alljährlich Verrechnung gepflogen werden soll!

Ihr freundgesinnter

L. Anzengruber.

* * *

Am 27. Jänner 1877 wurde im Theater an der Wien „Der ledige Hof", Schauspiel in vier Acten, zum ersten Male, im Ganzen an acht Abenden hintereinander aufgeführt. Ich muß hier noch ergänzend bemerken,

Das schien er nach langem Hin- und Herreden einzusehen und ermächtigte mich, der Direction mitzutheilen, daß er am nächsten Morgen in der Kanzlei vorsprechen werde. Er erschien pünktlich. Giesrau stellte ihn dem Director vor, der ihn in seiner überschwänglichen Weise empfing. Anzengruber verpflichtete sich vorläufig zu einem Stücke, welches im Herbste zu liefern wäre. Seine Bedingungen wurden unverändert angenommen und der Vertrag sollte ihm an einem der nächsten Tage zur Unterzeichnung zugesendet werden.

Anzengruber's Einnahmen dürften um jene Zeit, da er noch nicht — wie dies später der Fall war — als Redacteur fixes Einkommen bezog, sehr bescheiden gewesen sein, denn am nächsten Tage, noch ehe die Abmachung mit Jauner unterzeichnet war, kam er zu mir und sagte mir, er möchte mit seiner Familie auf's Land und den Sommer über in Ruhe arbeiten; das könne er nicht, wenn er nicht von Jauner einen Vorschuß bekäme. Er wünschte durch drei Monate monatlich hundert Gulden zugesendet, und wenn sich die Nothwendigkeit herausstellen sollte, durch vier Monate, damit er ruhig bei der Arbeit bleiben könne. — Das solle ich vermitteln. Er habe sich genirt, die Sache gleich selbst vorzubringen. Ich ging selbstverständlich sofort zu meinem allezeit getreuen Giesrau, der auch die Leute „nach

Freundlich lächelnd theilte mir Anzengruber dies mit. Den Tausender ließ er bei Wodianer wechseln und zog mit seiner Familie zum Sommeraufenthalt nach Preßbaum.

Um jene Zeit hatte das Theater in der Josephstadt in der Person des Schriftstellers Eduard Dorn einen neuen Director bekommen. Dorn war in seiner Jugend Schauspieler, ein Schüler Ludwig Löwe's. Er war an guten Bühnen engagirt, u. A. am k. k. Hofburgtheater, wo er als Hans Sachs in dem gleichnamigen Stücke von Deinhardstein debutirte. Es dürfte an dieser Stelle die Mittheilung interessiren, daß der Statist, welcher an jenem Abend im Festzuge die Fahne dem Schwertmeister vorantrug — Adolph Sonnenthal hieß. Als ich Dorn vor mehr als dreißig Jahren kennen lernte, war er Portraitmaler, später machte er einige technische Erfindungen, die er gut verwerthete, dann leitete er unter Strampfer das Oekonomiewesen des Theaters an der Wien und hatte sich schließlich als Volksdichter einen guten Namen gemacht, indem er mit „Börse und Arbeit", „Haus Wiener und Cie.", „Die Veilchendame", „Rozsa Sándor", „Vater Radetzky", „Das letzte Aufgebot" und vielen anderen Komödien dem Volkstheater Zugstücke lieferte. Nun wollte er es als Director versuchen. Dorn war von den besten Ab-

Ernst, aber nicht bis zur Tragik sich „hinaufradelnd", wäre der andere Stoff:

„Man lebt nur einmal."

Auf Grund dieser Devise diverse Lebenskreise schildernd.

Resultat: Man soll dieses eine Mal honett leben.

Mehr Ihnen zu verrathen, ist mir derzeit thatsächlich noch unmöglich, erst muß ich die laufende Arbeit erledigen, dann ginge ich nach Ihrer Wahl an eine der betreffenden. Und erst dann lichtet sich bei mir das Chaos, die Gestalten bekommen Umriß und Charakter. Daß in beiden Stoffen, richtig aufgefaßt und gewissenhaft durchgeführt, der Fonds zu wirksamen Volksstücken liegt, das werden Sie wol, trotz der kurzen Andeutung, meine ich, zugeben.

Freilich, zu lachen wird es nicht viel dabei absetzen. Aber als Dramatiker bleibt es für mich eine wohl aufzuwerfende Frage: ob denn immer gelacht werden muß? Man kann das Publicum auch packen. Und für die Schauspieler sind ernste Aufgaben eine Nothwendigkeit.

Ich erwarte Ihre freundliche Entschließung.

Mit dem besten Gruß

Ihr freundgesinnter

L. Anzengruber.

* * *

Anzengruber arbeitete im Sommer 1877 fleißig in Pötzleinsdorf und lieferte im Herbste an Director Dorn „Das vierte Gebot", Volksstück in vier Acten, und an Director Jauner „Ein Faustschlag", Schauspiel in drei Acten. Das „Vierte Gebot" stieß wegen seiner Tendenz auf Censur-Schwierigkeiten. Dorn, ein alter Theater-Praktiker, fand einen Ausweg. Er strich den Titel und nannte die Komödie einfach: „Ein Volksstück in vier Acten." So gelang es ihm, das anfangs beanstandete Stück durchzubringen.

Am 9. December, während der Dichter die Correcturen zugesandt erhielt, schreibt er mir:

Es ist nicht hübsch, daß Sie zu dem neuesten Kinde meiner Muse weder „mu" noch „mau" sagen.

Sie wissen ja, daß ich das gerne schriftlich habe. Gefällt's, so macht mir's Freude und ist mir lieber, als in's Gesicht; gefällt's nicht, ist mir's auch lieber, jeder Auseinandersetzung auszuweichen, denn Sie wissen, es hilft nicht bei mir, ich bin so unverbesserlich, wie der verdammte Heide Pilatus. „Was ich geschrieben habe, habe ich geschrieben."

Besten Gruß

Ihr

Anzengruber.

Wir ſtanden eben im December, vor den Weihnachts-Arbeiten, da ging es mit der Privat-Correſpondenz immer langſamer.

„Ein Volksſtück“ („Das vierte Gebot“) wurde im Theater in der Joſephſtadt am 29. December 1877 zum erſten Male gegeben und erlebte dreißig Aufführungen.

Weniger glücklich war der Dichter mit dem „Fauſtſchlag“. Das Stück paßte nicht für das Carltheater. Es gefiel dem Director Jauner nicht, er und ſein Lector fürchteten einen Mißerfolg, dabei hatte Niemand den Muth, dem Dichter die Wahrheit zu ſagen, man verſchanzte ſich hinter Ausflüchten, Beſetzungs-Schwierigkeiten und gab dem Dichter ſchließlich das Stück mit der Motivirung zurück, das Perſonal des Carltheaters verfüge zur Zeit nicht über die Kräfte, welche zur Darſtellung eines ſolchen Schauſpieles erforderlich wären, die Direction erbitte ſich ein anderes, heiteres Stück dafür.

Anzengruber war verſchnupft und vermied es, mit mir über die Sache zu ſprechen. Er fragte ſchriftlich bei mir an, „ob ich die Abſicht habe, das Stück menſchenfreundlich meinem Verlage einzuverleiben“, was ich ſelbſtverſtändlich bejahte, und brachte in der Folge dem Carltheater ein anderes Stück: „'s Jungferngift“,

Bauernkomödie mit Gesang in fünf Abtheilungen, welches vom 21. bis 28. April 1878 gespielt wurde. Einen vollen Erfolg hatte auch diese Comödie nicht. Die Cassenrapporte waren sehr bescheiden. Es war vielleicht auch der Umstand nicht ohne Einfluß auf den Rückgang der Theatergeschäfte, daß Jauner mittlerweile Director des Hof-Operntheaters wurde und sein Hauptinteresse von der Leopoldstadt abgelenkt war. Die Theater leiden immer unter solchen Provisorien und Zwitterstellungen.

Mitte Mai etwa brachten die Zeitungen eines Morgens die Notiz, Director Jauner habe die Direction des Carltheaters an Franz Tewele abgetreten und werde am 31. Mai das Theater unter seiner Direction schließen. Mich überraschte das Ereigniß nicht, welches schon längere Zeit als Gerücht die Luft durchschwirrte, wol aber unseren Dichter. Früh am Morgen suchte er mich schon auf, er sah fast verstört aus, als er bei mir eintrat und mich fragte, ob ich die Mittheilung gelesen. Ich war erstaunt, ihn so alterirt zu finden. „Was geschieht jetzt mit mir?“ fragte er mich ungestüm. „Ich habe, wie Sie wissen, tausend Gulden bekommen, die Tantième, die mir gutgeschrieben wurde, beträgt nicht die Hälfte des Vorschusses, ich bin dem Manne also an sechshundert Gulden schuldig, die wird er jetzt vermuthlich eintreiben wollen, wer weiß, mit welchen Mitteln!“

Ich ſuchte Anzengruber zu beruhigen. Von „eintreiben“ werde keine Rede ſein, Wechſel oder Schuldſcheine habe er nicht unterſchrieben, ſchlimmſten Falles werde er für Jauner's Nachfolger ein Stück ſchreiben müſſen, ich werde übrigens das kürzeſte Verfahren einleiten und ſofort in die Leopoldſtadt fahren, in einer halben Stunde wiſſen wir genau, wie wir daran ſind. Giesrau empfing mich, wie gewöhnlich, ſehr lieb und ließ Anzengruber für eine Nachmittagsſtunde zu ſich bitten, bis dahin werde er Alles zu ſeiner Zufriedenheit erledigen. Meine Nachricht beruhigte Anzengruber vollends, und als Giesrau ihn Abends zu Director Jauner geleitete, umarmte ihn dieſer in ſeiner ſtürmiſchen Weiſe, und indem er ihn bei beiden Händen hielt, überſchüttete er ihn mit Freundlichkeiten und bat ihn, ſchmerzlich bedauernd, daß ein ſo vortreffliches Stück dem Dichter nicht mehr als tauſend Gulden eingebracht habe, das Conto in dieſer Weiſe abſchließen zu dürfen.

Faſt wortgetreu, wie Anzengruber mir den Ausgang dieſer Affaire erzählte, gebe ich ihn hier wieder.

Im Auguſt wurde die zweite Auflage des „Meineidbauer“ gedruckt. Der Dichter iſt angenehm überraſcht, bittet jedoch, ihm jetzt keine Correcturen zu ſenden. „Es zerſtreut mich das ſo, daß ich es nicht

thun kann. Einem Andern kann's ja Pappe sein, mir nicht. Ich komme heraus, sobald ich eine ältere Melodie in meine neue spielen höre." Er bittet noch um eine selbständige Beschreibung des Phonographen. „Dieses Instrument spukt in den Journalen und selbst Kalendern herum ganz schemenhaft. Es würde mich sehr verbinden, wenn etwas in einem Fachblatte oder sonst verläßlich Genaues zu finden wäre, dasselbe zugeschickt zu erhalten."

Am 27. September 1878 wurde das Ringtheater unter der Direction Friedrich Strampfer's eröffnet mit „Alte Wiener", Volksstück mit Gesang in vier Acten, welches viel Beifall hatte, und schon am 8. November brachte das Theater an der Wien „Die Trutzige", Bauern-Komödie mit Gesang in drei Acten, und wiederholte die Aufführung an zwölf Abenden.

Am 4. Jänner 1879 kam im Theater in der Josephstadt „Der Faustschlag". Das Stück wurde, wol nur aus Rücksicht für den Autor, zehnmal gegeben. Es hatte sehr schwachen Erfolg.

Am 4. April gelangte im Theater an der Wien „Die umkehrte Freit" zur Aufführung. Ein Gelegenheitsstück für die Kurzbauer-Akademie. Es wurde freundlich aufgenommen, einige Male wiederholt und ist

in Rosegger's „Heimgarten" erschienen. Am 28. December brachte das Theater an der Wien eine fünfactige Posse „Aus'm gewohnten G'leis". Sie lebte nur drei Abende und ist wol Anzengruber's schwächste Arbeit. Von meinem Rechte, zwölfhundert Exemplare drucken zu dürfen, habe ich diesmal nicht vollen Gebrauch gemacht. Ich ließ es bei fünfhundert bewenden. Seide habe ich mit den Anzengruber'schen Stücken nicht gesponnen. Vier gangbare Stücke konnten kein Aequivalent für elf ungangbare sein, aber ich war auch als Verleger ein Mensch, ein literarischer Mensch, ich liebte meinen Dichter, ich glaubte an ihn und hoffte, daß der Kreis seiner Verehrer sich von Jahr zu Jahr erweitern und daß seine Gemeinde wachsen werde.

Ein idealer Aussichtspunkt, den Autor und Verleger zeitweilig — nicht erleben.

Mit der mißglückten Posse „Aus'm gewohnten G'leis" sistirte Anzengruber seine Thätigkeit als Dramatiker für viele Jahre, um sie als Erzähler um so erfolgreicher aufzunehmen.

* * *

Anzengruber hatte sich also den Erzählern zugesellt und mit bedeutendem Erfolge.

„Wie der Huber ungläubig wurde", „Der Gott überlegene Jacob", „Das Sündkind", „Die fromme Kath'rin", welche zuerst in Lindau's „Nord und Süd" erschienen, sind beliebte Repertoire-Stücke unserer Vorleser geworden und zählen zu den besten Hervorbringungen der deutschen Literatur. Ich plante, diese vier „Skizzen", wie sie ihr Verfasser bescheiden nennt, in einem Bande herauszugeben. Die nachfolgenden Briefe beziehen sich hierauf. Sie charakterisiren den Menschen Anzengruber glänzender, als irgend ein Biograph es vermöchte.

Perchtoldsdorf, 1/VI. 1879.

Werther Freund!

Ich wurde wiederholt angegangen von draußen, jene Arbeiten, die in „Nord und Süd" erschienen, zu veröffentlichen. Ich habe keine Ursache dazu, falls man meine Bedingungen acceptirt, nicht darauf einzugehen, denn ich muß verdienen.

Was ist es, was wird oder soll es werden mit Ihrem Project der illustrirten Ausgabe? Ich kann nicht warten, sonst geht die günstige Gelegenheit, die Sachen loszuschlagen, verloren.

Meine Bedingungen sind für sämmtliche Stücke, welche in „N. u. S." erschienen, tausend Mark nach

Courswerth oder in Markſcheinen. Auflage danach billigerweiſe vom Verleger zu bemeſſen.

Könnten Sie die illuſtrirte Prachtausgabe zu Stande bringen, würde ich Ihnen rathen, kaufen Sie die Skizzen.

Wenn aber nicht, ſo rathe ich Ihnen als Freund dem Freunde, thun Sie's nicht. Ich habe es beim „Schandfleck" ebenſo gehalten und Beide haben wir Nichts davon. Diesmal möchte ich aber nicht mitthun, verlange daher auch nicht von Ihnen, daß Sie ſich hineinſtürzen.

Je nun, Wort bleibt Wort. Sie haben ſich als der Erſte gemeldet, ich reſpectire dies. Getrauen Sie ſich, was Sie ſich getrauen mögen, und geben Sie davon, aber baldigſt Beſcheid

Ihrem freundgeſinnten

L. Anzengruber.

PS. Buch müßte aber noch heuer auf den Markt oder doch Honorar früher flüſſig ſein, das heißt, ich brauch's noch dies Jahr.

Perchtoldsdorf, 10. VI. 79.

Werther Freund!

Habe Ihren Brief erhalten, und da die geträumte Prachtausgabe in den Brunnen fällt, kann ich Ihren

Entschluß, den Verlag der Skizzen dennoch zu übernehmen, nicht billigen.

Sie kennen mich als sehr offenen Menschen, das heißt, ich gebe mich als Freund, ich nehme Theil an Ihnen, nur Gleichgiltigen gegenüber verzichte ich auf die Gabe der Sprache und die Kunst des Briefschreibens.

Sie geben sich doch wol keiner Illusion hin, wenn Sie diesen Artikel in Verlag nehmen? Sie dürften wol die aufdämmernde Ahnung haben, daß Sie froh sein müssen, dabei „herauszukommen"? Wenn Sie anders denken, so verwarne ich Sie feierlich, freventliche Träume von Absatz, Barbestellungen ꝛc. ꝛc. fahren zu lassen.

Wenn Sie jedoch von oben beregter Ahnung erfaßt sind, warum thun Sie es? „Um mich nicht ziehen zu lassen?" Um also Anzengruber-Verleger zu bleiben.

Nun denn, ganz ehrlich und offen heraus: Sie wollen, so was man sagt, „ein Opfer bringen". Das Honorar von tausend Mark bezeichnen Sie doch selbst als „viel Geld".*) Ich habe es lediglich für meine Pflicht gehalten, weil wir doch zuerst von diesen Skizzen in Hinsicht der Prachtausgabe gesprochen haben, Sie davon zu verständigen; daß sich Andere angefragt und Sie wissen, daß ich beigesetzt habe, wenn — denn, aber sonst nicht! Ich habe für den Fall, als diese Ausgabe

*) Für neun Bogen gedruckter Novellen.

zu Stande gekommen wäre, mich wirklich der Ueberzeugung hingegeben, daß ein Geschäft zu machen sei.

Wenn Sie nun aber das Buch nur verlegen, um auch das im Verlag zu haben, um es in keine andere Hand gelangen zu lassen, so ist das ein Standpunkt von dem aus ich die Sache nicht betrachtet haben möchte. Ich habe da einen Anderen draußen sitzen, der zahlt für 'nen Band schon gedruckter Arbeiten fünfhundert Mark. Wenn ich nun von Aelterem und Neuerem ein weiteres Buch zusammenstelle, wollen Sie da wieder mit selbstmörderischem Beginnen vorspringen und auch für diese fünfhundert Mark aufkommen?

Ich kann mir nicht denken, daß Ihnen der Sinn darnach steht. Aber ich kann mich meinerseits ebensowenig entschließen, was man „zufließendes" Honorar nennt, von der Hand zu weisen.

Es liegt also die Möglichkeit sehr nahe, daß ich den Versuch, „Gesammeltes" auf den Büchermarkt zu werfen, jetzt von Zeit zu Zeit wiederhole. Wollen Sie da jedesmal mitversuchen? Ich weiß nicht, aber ich möchte doch nicht dazu gerathen haben. Ich kann um den Verlag dieses oder jenes Buches von einem oder dem anderen Verleger angegangen werden, ich kann meine Sachen anbieten und es dürfte sich der Fall ereignen, daß Mancher, der sich einmal das Vergnügen schaffte, Anzengruber zu verlegen, ein zweites Mal darauf verzichtet.

Gut, der Mann, den ich weiter nicht kenne, hat seine Rechnung nicht gefunden, das beschwert mich wenig, sobald ich nicht an Einen gebunden bin, aber sobald das der Fall sein soll, wäre es mir ein sehr unangenehmer Gedanke, etwa Einem eine Reihe von Zubußen aufzuerlegen. Mit einem Worte: mich beirrt es, mich genirt's, ich bewege mich gerne frei. — Was, wenn ich einmal eine Gesammtausgabe plane? Ich thue es vielleicht bald. Ich fühle mich von ganz eigenen Symptomen behelligt, mir ist manchmal, als hörte ich Frau Atropos mit der Scheere „scheppern". Auch in diesem Falle, da es sich um ein Erbe für meine Familie handelt, verlange ich ein volles Geschäft.

Sie sehen, lieber Freund, gegen unsere Zusammengehörigkeit als Autor und Verleger befinde ich mich in strammster Opposition. Als Freund können Sie mich immer betrachten.

Ich mußte Ihnen all' das in diesem langen Schreibebrief auseinandersetzen, weil ich keinen Abschluß betreffs der Skizzen Sie eingehen lassen kann, der in der Voraussetzung geschieht, sich dadurch den Verlag aller Werke und Werkchen zu sichern, die ich etwa herauszugeben oder zu schreiben beabsichtige. Das kann ich als honetter Autor nicht versprechen und ich möchte nicht, daß Sie dann hinterher Ursache haben, sich zu beschweren.

Im Uebrigen theile ich Ihnen mit, daß ich eine Auflage von zweitausend Exemplaren im Auge habe.

Bleiben Sie unter obwaltenden Umständen auf Ihrem Vorhaben bestehen, die Skizzen herauszugeben, dann bitte ich um Ihre Verständigung, auch im Falle Sie davon absehen. Nur ein paar Zeilen.

Also, nicht bös sein und die geschäftliche Angelegenheit nicht zu sanguinisch betrachten.

Mit bestem Gruß

Ihr freundgesinnter

L. Anzengruber.

Perchtoldsdorf, 13. VI. 1879.

Werther Freund!

Es ist selbstverständlich, daß, wenn Sie die Skizzen haben wollen, auch Sie dieselben haben sollen! Daß ich Sie von Angeboten, welche mir gemacht werden oder welche ich zu machen gedenke, in Kenntniß setze und Ihnen, wie man sagt, die Vorhand lasse, das war bei mir von vorneherein ausgemacht. Ihnen den Verlag eines Artikels, von dem Sie sich Etwas versprechen, zu versagen, liegt mir ferne. Es ist mir darum zu thun, Sie in keine aussichtslose Concurrenz zu locken. Das war auch das Motiv meines letzten Schreibens, das Sie zu meiner Freude auch so auffaßten, nämlich „rechtschaffen, ehrlich“.

Mit den Bedingungen, wie sie in Ihrem Briefe festgesetzt sind, bin ich einverstanden. Die tausend Mark müssen meine diesjährigen Marienbader Reisekosten und dadurch verdoppelte Hauswirthschaftszubußen decken. Ich hätte sie somit gerne mit 30. September fällig.

Nun noch Eines:

Um dem dringenden Bedürfniß eines Verlegers nachzukommen, möchte ich einen Band zusammenstellen.

1. „Polizze." (Kennen's eh.)
2. „Gänse-Liesel." (Rosegger's Kalender.)
3. „Diebs-Annerl." (Reichskalender.)
4. „Eine Begegnung." (Rosegger's „Heimgarten".)

Preis fünfhundert Mark.

Reizt Sie auch dieses Programm?

U. A. w. g.

Herzlichen Gruß

Ihr

L. Anzengruber.

* * *

Das Programm der offerirten vier Geschichten reizte mich, offen gestanden, nicht. Sie sind älteren Datums, als die in „Nord und Süd" erschienenen, welche wahre Cabinetsstücke sind. Hätte ich sie refusirt, so würde sie ein anderer Verleger genommen haben,

dieſer Andere wäre aber vermuthlich in dem Momente damit erſchienen, da ich die Aufmerkſamkeit des Publicums und der Kritik für mein Buch in Anſpruch zu nehmen gedachte, und hätte mir durch ſeine Concurrenz das erhoffte Geſchäft verdorben. Ich theilte dies dem Freunde offenherzig mit und wir einigten uns dahin, beide Sammlungen, für welche ich die begehrten fünfzehnhundert Mark bezahlte, unter dem Titel: „Dorfgänge“ in zwei Bänden zu bringen. Anzengruber ſchrieb zu jedem Bande eine reizende, tiefſinnige „Plauderei als Vorrede“ und ich machte mir nur zur Bedingung, daß er vor Ablauf eines Jahres kein neues Buch erſcheinen laſſen dürfe, um im Vertrieb der „Dorfgänge“ ein Jahr lang ungeſtört zu ſein, denn es ſtand nämlich wieder ein Band in Ausſicht. Noch im Juli 1879 ſchrieb er mir aus

Perchtoldsdorf.

Werther Freund! Habe „Treff-Aß“ ſoeben noch einmal vorgenommen, paßt mir gar nicht, ſtimmt im Ton zum erſten Bande unſerer geſammelten Bauerngeſchichten nicht, noch viel weniger zum zweiten. Es iſt das ganz echter, wenn auch nicht ſchlechter „Kalender“ und beabſichtige ich auch — gelegentlich — alles Derartige unter „Kalender-Geſchichten“ zu ſammeln.

Die zwei Theater-„Almanächer“ werde ich Ihnen

nächſtens retourniren. Iſt kein Bedürfniß. Und von mir ſelbſt wünſche ich zum wenigſten zu hören. Man muß mich nennen, ſo nennt man mich — im Uebrigen kennen mich wenige Zeitgenoſſen und dieſe Wenigen nicht viel.

Beſten Gruß

L. Anzengruber.

Die Correcturen wurden nach Marienbad in den „Engliſchen Hof" geſandt. Von den „Plaudereien" erbittet er ein paar Abzüge. Ich muß mit dem „Urtheil" wieder einmal nicht raſch genug geweſen ſein, denn am 31. Auguſt fragt er an: „Nix geſchrieben. G'fallt Ihnen Nr. 2 oder nit?"

Um das Intereſſe der Leſer, die mir bisher gefolgt ſind, nach jeder Richtung zu befriedigen, will ich hier nebenbei bemerken, daß die „Dorfgänge" von einem Theile der Kritik, wol meiſt zufällig (?), gänzlich ignorirt, von dem anderen brillant beſprochen wurden und im Publicum gute Aufnahme fanden. Die Bilanz des Verlegers reſultirte nach mehreren Jahren einen beſcheidenen Gewinn, der freilich in keinem rechten Verhältniſſe zu den Auslagen und zur Arbeit ſtand, aber immerhin — ein Gewinn war. Die deutſchen Verleger ſind im Allgemeinen nicht auf Roſen gebettet, die Wiener ſind es mit ihren Wiener Autoren noch weniger.

Ein Dichter vom Range Anzengruber's wird oft im „Literatur-Blatt" oder gar im Notizentheile mit einigen Zeilen abgethan, während das Erscheinen eines Romanes von Daudet oder Zola von sämmtlichen Journalen in großen Feuilletons gewürdigt wird. Was Wunder, daß das Gros der Leser nach der Lectüre greift, für welche sämmtliche Blätter die Posaune in langen Stößen ertönen ließen. Gelingt es einem Wiener Verleger aber, ein paar Autoren, die der großen Lesewelt früher gar nicht oder doch nur aus einzelnen Zeitungsartikeln bekannt waren, mit Glück einzuführen und ihre Namen mit Hilfe seiner rastlosen Thätigkeit bald zu den beliebtesten zu machen, so darf er sich seines Glückes nicht lange übermüthig freuen, denn längst lauert draußen ein deutscher Bruder, der ihm neidisch die Butterssemmel aus der Hand schlägt und ihm den Autor abfischt, um — auch mit diesem Namen in seinem Verlags-Kataloge paradiren zu können.

Nach dieser kleinen Abschweifung, die man gütigst entschuldigen wolle, komme ich wieder zur Sache.

Der Dichter schreibt:

Weidlingau, 10. Septbr. 880.

Werther Freund!

Als Sie mir seiner Zeit untersagten, ein Buch vor Ablauf des Jahres nach Erscheinen der „Dorfgänge"

herauszugeben, wozu Sie allerdings das Recht hatten, da beschloß ich meinerseits, mich nicht erst wieder in der zwischen uns üblichen Weise herumzustreiten, nach welcher Sie ein Werk von mir nicht gerne wo anders erscheinen sehen wollen, wenn Sie sich auch keinen pecuniären Erfolg davon versprechen, während ich Sie von dieser wenig lucrativen Verleger-Laune immer abzureden versuchte, und meinte, wenn es schon zum „Reinfallen" wäre, so lassen Sie dies einmal einen Andern versuchen. Diesmal habe ich die Skizzen „Bekannte von der Straße" einem Anderen in Verlag gegeben und bitte Sie, derohalben nicht böse zu sein und dem Anderen (Albrecht in Steglitz) das bischen Verlag zu gönnen.

Dagegen habe ich Ihnen davon Mittheilung zu machen, daß ich an die Bearbeitung des „Schandfleck" in jenen Partien, welche in der Stadt spielen, gehe, indem ich auf den ursprünglichen Plan zurückgreife, nach welchem sich das Ganze auf dem Lande austrägt. Das Honorar für diese Arbeit wird mir von anderer Seite vergütet, damit brauche ich dem Verleger gar nicht zu kommen. Was meinen Sie hiezu?

Mit 15. d. M. dürften wir von hier wieder nach Wien übersiedeln. Nach all' den Freuden und Genüssen, welche der Sommer brachte, ein wünschenswerthes Ereigniß.

Mit bestem Gruß

L. Anzengruber.

Mit der Umarbeitung des „Schandfleck“ hatte es ein eigenes Bewandtniß. Anzengruber erzählte mir, er habe eines Tages aus Hamburg von einem Agenten ein Schreiben erhalten, in welchem ihm dieser mittheilte, daß sich in Amerika eine Anzengruber-Gemeinde gebildet, ein Kreis von Verehrern des Dichters. Diese Leute seien ganz besonders von dem Roman „Der Schandfleck“ begeistert, fanden aber bei aller Verehrung für das Talent des Dichters, daß dieses Buch in dem Theile, welcher in der Stadt spielt, — schwächer gerathen sei und nicht auf der Höhe der auf dem Lande spielenden Abtheilung stünde. Da man nun in Erfahrung gebracht, daß nach des Dichters ursprünglichem Plane die ganze Handlung sich auf dem Lande hätte abspielen sollen, und daß er nur der Redaction der „Heimat“ eine Concession gemacht, als er sich entschloß, die Heldin nach der Stadt zu bringen, so erlaube man sich die Anfrage, ob der Dichter geneigt wäre, den Roman nach dem ursprünglichen Plane umzuarbeiten. In diesem Falle offerirte ihm die Gesellschaft ein Honorar von dreitausend Gulden, und zwar tausend Gulden zahlbar bei erfolgter Zusage, die zweite Rate von tausend Gulden, sobald er mittheilen könne, daß er mit der Arbeit zur Hälfte gediehen, und die dritte Rate von tausend Gulden fällig, sobald die Gesellschaft benach-

richtigt würde, daß der Roman in der neuen Geſtalt fertig ſei. Die erſte Rate ließ auch nicht lange auf ſich warten. Der Brief war, wie mir Anzengruber mittheilte, im trockenſten Geſchäftsſtyle einer Agentur geſchrieben, welche die Ordres ihrer Auftraggeber ausführt, gleichviel ob es ſich um die Verwerthung von Stiefelwichſe, Fußbodenlack, Baumwolle oder um eine literariſche Arbeit handelt, und da der erſte Tauſender ſofort erfloß, ſo glaubte Anzengruber an die anonyme amerikaniſche Geſellſchaft, und auch ich hatte nicht die geringſte Ahnung von einer Myſtification. Erſt nach dem Tode des Dichters erfuhr ich, daß die Amerikaner — keine Amerikaner, daß es nordiſche Freunde waren, welches dieſes Project erſannen. Ob der Dichter je die Wahrheit erfahren, iſt mir unbekannt geblieben.

Um jene Zeit waren von den zweitauſend Exemplaren des „Schandfleck“ noch nahe an achthundert (vier Jahre nach dem Erſcheinen!) unverkauft. Dieſe zu maculiren und das Buch neuerdings zu drucken, dazu hatte ich das Herz nicht. Im Sommer 1883 löſte mir Anzengruber in ſehr vornehmer Weiſe meine Vorräthe ab und der „Schandfleck“ erſchien in der veränderten Form in Leipzig. Aus dem ſtädtiſchen Theile des Buches wurde ein ſtattlicher ſelbſtändiger Band „Die Kameradin“, und nächſt Albrecht in Steglitz waren

nun Schauenburg in Lahr, Schottländer in Breslau, Minden und Breitkopf & Härtel in Leipzig, Speemann in Stuttgart und Pierson in Dresden in der Folge Anzengruber's Verleger, von denen sich aber die Meisten, wie er sich selbst äußerte, „diesen Luxus nicht ein zweites Mal gegönnt" haben. Für Wien erstand ihm nur noch ein Verleger: Rud. v. Waldheim, für den er den „Figaro" und nach Elmar's Tod den Volkskalender „Der Wiener Bote" redigirte.

Einmal noch konnte ich dem Freunde als Vermittler in einer Geschäftssache dienen und zwar bei seinem letzten Engagement im Theater an der Wien.

Etwa Mitte Mai 1884 war Herr Jauner zum vierten Male in Wien Director geworden. Er hatte das Theater an der Wien gekauft und schickte meinen Jugendfreund Ignaz Schnitzer, zu dem er kurze Zeit in einem Associations-Verhältnisse stand, zu mir mit der Bitte, er wolle Anzengruber dauernd für sein Theater engagiren, — ich möchte dieses Engagement vermitteln. Ich lehnte ab mit dem Bemerken: die Herrschaften seien ja persönlich mit einander bekannt, Herr Jauner bedürfe keines Vermittlers, er solle sich selbst an Anzengruber wenden. Freund Schnitzer kam aber am nächsten Tage wieder und betonte, daß Director Jauner großen Werth darauf lege, daß ich die Sache in die Hand nehme,

und so entschloß ich mich denn, Anzengruber zu mir zu bitten und ihm die Affaire vorzutragen. Nun spielte sich eine Scene ab, ähnlich der, wie ich sie schon einmal mit ihm erlebt habe. Er lehnte zunächst ab, indem er ein kräftiges „Nein" hervorstieß, und völlig dunkelroth im Gesichte vor Aufregung rief er wie damals wiederholt: „Der meint's nit ehrlich!" Zornig ging er mit großen Schritten in meinem kleinen Laden auf und ab, als er mir zurief: „Er hat mein Stück „Der Faustschlag" nicht gegeben, weil er es nicht besetzen konnte — warum hat er sich nicht Leute dafür engagirt? Und überhaupt — wenn er etwas von mir will, warum kommt er nicht selbst zu mir? Als Sie von mir was wollten, kamen Sie auch selbst. Ich bin seit gestern Redacteur des „Figaro", und Herr von Waldheim ist auch zu mir gekommen!"

Ich widerlegte die Bedenken des Dichters. Ich hatte kein anderes Interesse, als ihm gefällig zu sein, und glaubte, ein bestimmtes Einkommen wäre nicht zu verachten, auch brachte ich ihm in Erinnerung, daß Director Jauner sich seinerzeit bei Finalisirung des Vertrages ziemlich nobel benommen. Meine Einwendungen stimmten ihn milder. Kurz, die Herrschaften kamen zusammen, und Anzengruber wurde für das Theater an der Wien als Dichter engagirt. Er war

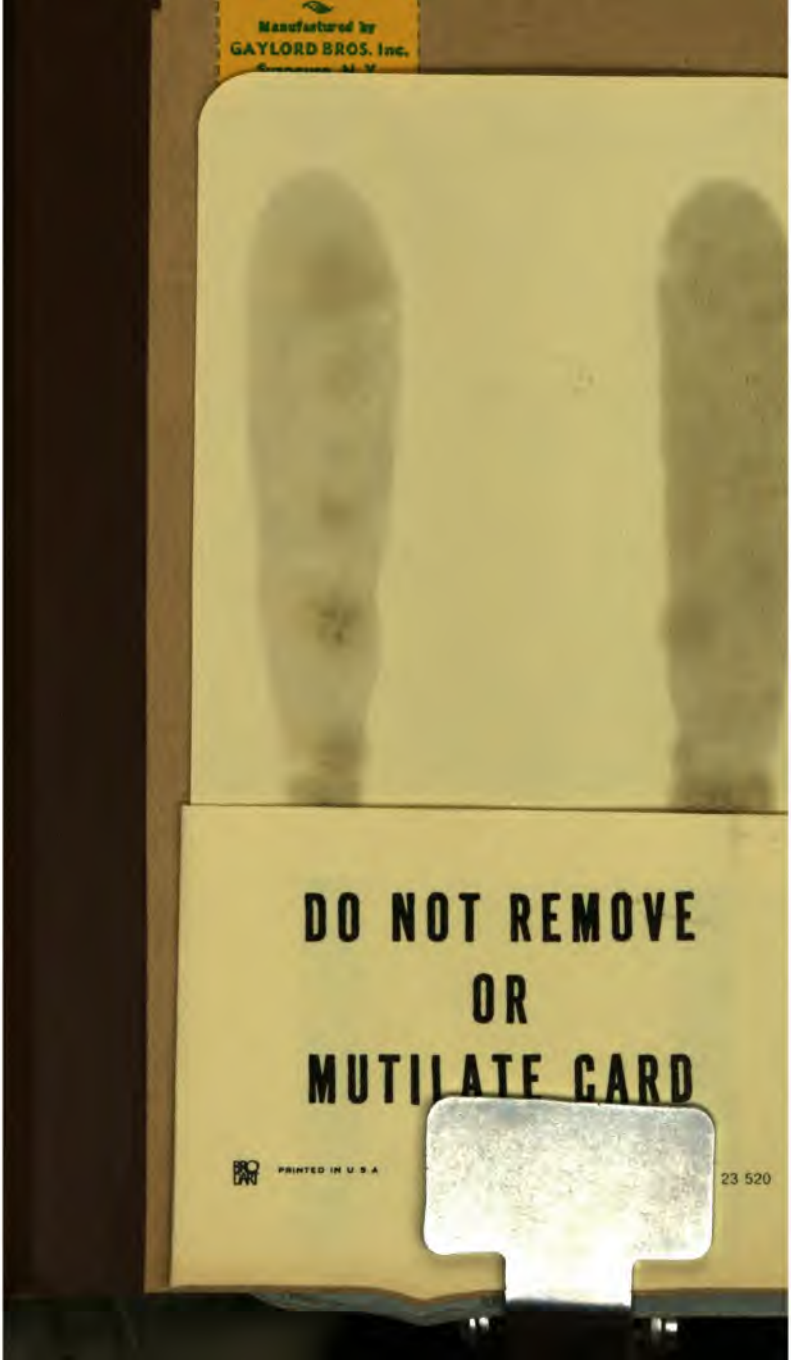
verpflichtet, jährlich ein Stück zu schreiben, und dafür erhielt er, außer der vereinbarten Tantième, eine Monatsgage von hundert Gulden. — Das Engagement währte zwei Jahre. Während dieser Zeit schrieb Anzengruber „Heimg'funden“ und „Stahl und Stein“, es wurde aber keines dieser Stücke durch Herrn Director Jauner zur Aufführung gebracht. Einmal hieß es: man könne die Aufführungen des „Zigeunerbaron“ nicht unterbrechen, ein andermal hatte man andere Bedenken, kurz — es gab Leute, welche behaupteten, Director Jauner habe es doch — nicht ehrlich gemeint und den Dichter nur den anderen Theatern entziehen wollen. Ich selbst war nicht dieser Ansicht. Anzengruber sprach mit mir nie darüber.

Unser freundschaftliches Verhältniß blieb unverändert, obgleich ich nicht mehr sein Verleger war. Er schenkte mir ab und zu eines seiner neuen Bücher mit liebenswürdiger Dedication, und während der vielen Jahre meines Krankseins erhielt ich immer wieder von ihm schriftliche Beweise seiner Sympathie.

Im Sommer vorigen Jahres trafen wir uns eines Abends im Prater mit einigen Freunden. — Ich sollte ihn nicht mehr sehen.

Buchdruckerei Julius Klinkhardt, Leipzig.

Julius Klinkhardt, Leipzig.


Manufactured by
GAYLORD BROS. Inc.
DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARD
BRO DART
PRINTED IN U.S.A.
23 520